



Manfred Spitzer:

Vorsicht Bildschirm! Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft. Transfer ins Leben, Band 1. Stuttgart/Düsseldorf/Leipzig 2005: Ernst Klett Verlag. 16,95 Euro, 303 Seiten.

Vorsicht Bildschirm!

Angestoßen durch das Beispiel von Jugendgewalt in einer Erfurter Schule haben Bund und Länder in der Bundesrepublik mit einem neuen Jugendschutzgesetz reagiert, das, seit dem 1. April 2003 in Kraft, bereits einige positive Ergebnisse nachweist. Nicht zuletzt ist eine erhöhte Sensibilität gegenüber dem nahezu unbedachten Umgang mit modernen Unterhaltungstechnologien zustande gekommen. Einige Mechanismen des Jugendschutzes sind durch das neue Gesetz verändert, verbessert und verschärft worden. Im Bereich der Selbstkontrolle von Mittlern elektronischer Unterhaltung ist durch das Prinzip der „regulierten Selbstregulation“ Vergleichbarkeit und vermehrte Eindeutigkeit bei den Prüfungen von Video- und Computerangeboten und deren Zuordnung zu bestimmten Altersgruppen hergestellt worden.

Die Unterhaltungsindustrie hat die übergeordneten staatlichen Rechtsnormen akzeptiert und auch vielfach umgesetzt, freilich ist damit nicht ein Freifahrtsschein für eine Reise ins Unbedenkliche ausgestellt. Der insgesamt medienkritische Neurowissenschaftler Spitzer kann sich immerhin zu dem halbwegs gerechten Urteil durchringen, dass „das Jugendschutzgesetz ein Schritt in die richtige Richtung gewesen sei, wenn auch nur ein kleiner“ (S. 202). Aber gleichwohl zeigt sich der Autor nicht eben zutreffend orientiert, wenn er das Gesetz auf das Jahr 2004 nachdatiert und von den Prüfkriterien in den verschiedenen Einrichtungen der Selbstkontrolle allenfalls eine näherungsweise Vorstellung hat.

Die Unterstellung, dass die in den Selbstkontrollenrichtungen Tätigen durch die Unterhaltungsindustrie korrumpiert seien, ist in solch pauschaler Form in einer sich als wissenschaftlich empfindenden Publikation fehl am Platz. Dass Spitzer für die Medienpädagogik nicht viel übrig hat, wäre sein gutes Recht, wenn diese Behauptung belegt wäre. Da wird abschwächend gelegentlich von „manchen“ (Medienpädagogen) gesprochen, und gelegentlich schrammen seine verbalen Aggressionen an der rechtsnotorischen Beleidigung haarscharf vorbei, so wenn er Fritz und der Bundeszentrale für Politische Bildung die Eigenschaften zuweist: „dreist, dümmlich-intellektualisierend“ (S. 272).

Man sollte sich durch Untersuchungen des International Clearinghouse on Children, Youth and Media at Nordicom, Universität Göteborg darüber belehren lassen, dass Medienwissenschaft und Kommunikationswissenschaft etwas mehr vermögen als hier angedeutet; der Aufguss der Katharsistheorie (S. 273) kann jedenfalls heutzutage niemanden mehr hinter dem Ofen vorlocken. Wir beginnen mit diesen Ärgernissen, um die Ergebnisse und Ansichten der Arbeit vor der Verbalgewalt seines Autors in Schutz zu nehmen. Es lohnt sich fraglos, sich auf diese Sekundäranalyse einzulassen, nicht nur wegen des umfangreichen Materials, das ausgebreitet wird, sondern auch, weil hier über die Kommunikationswissenschaft hinausgesehen wird und die Verhaltensänderungen durch elektronische Medien mit den Erkenntnissen der Neurowissenschaften sicherer angegeben

werden können.

Das geschieht dann u. a. in den Kapiteln über: Körperliche Gesundheit (S. 13 ff.), hier spricht eindringlich der Arzt, der exzessiven Fernsehkonsum als Krankheit diagnostiziert; Gehirnentwicklung und Werbung (S. 93 ff.), Leistungen in der Schule (S. 121 ff.), Gewalt im Fernsehen (S. 155 ff.), Computer- und Videospiele (S. 207 ff.). Das Buch wird mit Wegweisungen beschlossen, die in einigen Forderungen gipfeln, die gewiss irritieren werden und auch wollen. Grundakkord der Arbeit ist die Annahme, dass elektronische Medien eher schädlich als förderlich sind, dass die Öffentlichkeit die Gefährdungen nicht wahrnimmt und die Eltern offenbar zu sorglos mit der Komplettausstattung der Kinderzimmer mit elektronischem Gerät umgehen. Das liest sich im Realbefund so: „Fernsehen führt dosisabhängig zu Übergewicht. [...] Je mehr ferngesehen wird, desto größer sind die ungünstigen Auswirkungen auf die Gesundheit der Kinder und der späteren Erwachsenen [...]“ (S. 48). Übergewicht, Altersdiabetes im Kindesalter, Bluthochdruck, erhöhter Cholesterinspiegel, Depression, Gelenkbeschwerden im Bereich der Beine – diese durch das Fernsehen mitbedingten Krankheiten zusammengefasst erfordern Therapiekosten in zweistelliger Milliardenhöhe (S. 49). Dieses Szenario wird noch greller, wenn man Video- und Computerspiele hinzunimmt, zumal dann, wenn man Ursache und Wirkung gleichsam gradlinig, also monokausal verbindet: „[...] ist festzustellen, dass Gewalt in diesen Spielen nicht

nur passiv konsumiert, sondern aktiv trainiert wird. Aktives Training führt zu einem besseren Lernerfolg als nur passives Zusehen, wie die Lernforschung seit langem weiß“ (S. 213). Ist indes dieses Wissen so einfach in die Feststellung zu verlängern: „Die meisten Video- und Computerspiele dienen also dazu, dass Gewalt, Verrohung und Geschmacklosigkeit aktiv trainiert werden“ (S. 214)? Zusammenfassend (S. 281) wird die Befundliste noch einmal auf den Punkt gebracht: „Bildschirm-Medien machen dick und krank, wirken sich in der Schule ungünstig auf die Aufmerksamkeit und das Lesen lernen der Kinder aus und führen zu vermehrter Gewaltbereitschaft sowie tatsächlicher Gewalt.“

Die nachfolgenden Forderungen nehmen sich ebenfalls rigoros aus: „Eltern sollten sich darüber im Klaren sein, dass Bildschirm-Medien für Kleinkinder und Vorschulkinder sicher schädlich, für Grundschulkindern sehr wahrscheinlich schädlich und für Schüler der Sekundarstufe I (bis zum 10. Schuljahr) wahrscheinlich schädlich sind.“

Da helfen dann nur: drastische Erhöhung der Fernsehgebühren, um „pädagogisch wertvolle“ Produktionen – Spitzer nennt das prosoziale Programme – herstellen zu können, die Verbannung der Computer aus dem Kinderzimmer und eine Familienatmosphäre, in der Erwachsene und Jugendliche noch gesprächsfähig sind und sich über einen dosisabhängigen Medienkonsum verständigen. Bei Spitzers gibt es übrigens zu Hause keinen Fernsehapparat.

Man fragt sich gelegentlich erschrocken, ob hier tatsächlich das Bild unserer Zeit gemalt

wird. Im Hinblick auf die medizinischen Befunde kann ich darüber nicht in einen Streit eintreten. Aber mich hat eine Voraussetzung der Arbeit irritiert. Spitzer legt seiner Darstellung vor allem amerikanische Untersuchungsergebnisse zugrunde und folgt einem in der Komparatistik nicht zulässigen Analogieschluss: „Überträgt man die Zahlen auf Deutschland, so kann man wiederum davon ausgehen, dass wir mit den üblichen etwa 10 Jahren Verzögerung amerikanische Verhältnisse bekommen, und berücksichtigt man zweitens die Tatsache, dass die Auswirkungen des Medienkonsums mit einer Verspätung von 10 bis 15 Jahren manifest werden, so ergibt sich folgendes Bild [...]“ (S. 8).

Schon im Blick auf das Verhältnis der Rechtsgüter Pressefreiheit und Jugendschutz erweist sich der Analogieschluss von Amerika auf Deutschland als Kurzschluss. Diese Form der Komparatistik ist aus der Wissenschaft seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Recht entschwunden.

Joachim H. Knoll